

Briefe von Hemingway

A. Weber sammelt Stimmen zu Fritz Habeck

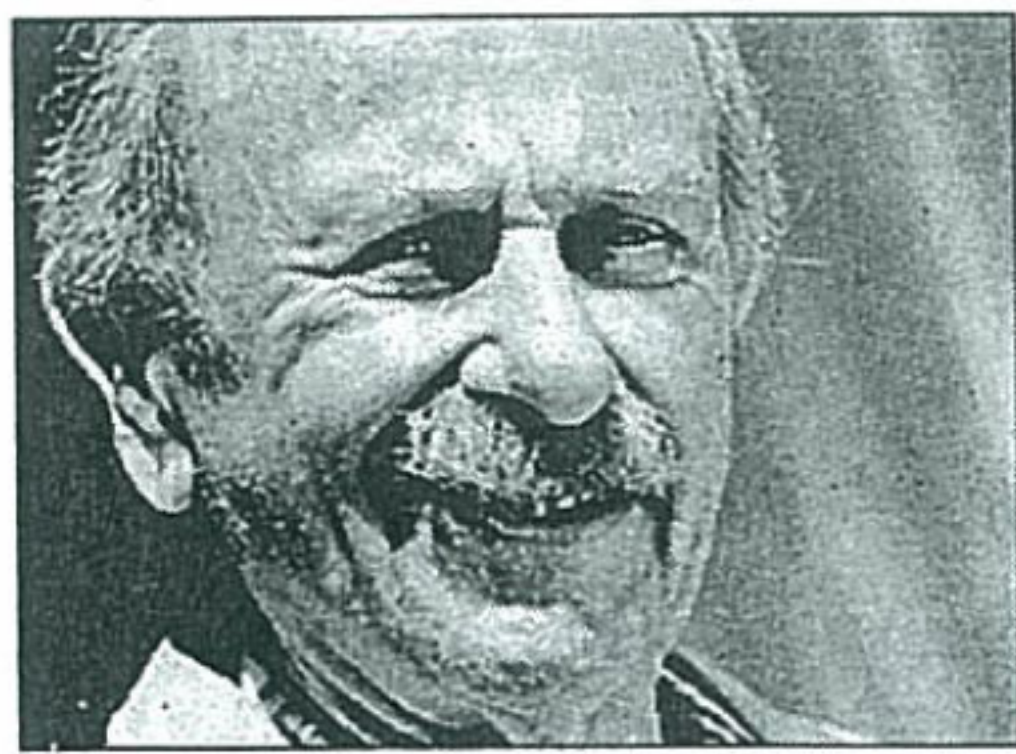
Andreas Weber (Hrsg.)

Dear Fritz – Aufsätze und Gespräche über Fritz Habeck

240 S., geb., S 250, € 18,17 (Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten)

Fritz Habeck, eine legendäre Figur in der Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg, ist heute, zwei Jahre nach seinem Tod 1997, nahezu vergessen. Dabei wurde der Autor, dessen Bücher auf den Bestsellerlisten standen, einst als der „österreichische Hemingway“ gefeiert. Mit dem berühmten Vorbild Hemingway hat Habeck einige Briefe gewechselt, die Korrespondenz datiert aus den fünfziger Jahren, als beide Schriftsteller sich auf dem Höhepunkt ihres Ruhms befanden.

Wieder einmal ein typisch österreichisches Schicksal? Oder eine Ironie der Geschichte? Fritz Habeck scheint nur wegen dieser Briefe im literarischen Gedächtnis hierzulande zu überleben. Zumindest waren sie der Anlaß für einen ambitionierten jüngeren Publizisten, den bewunderten Erzähler seiner Kinder- und Jugendtage aufzusuchen. Andreas Weber fand, nach zahlreichen schwierigen Kontaktversuchen, einen von Verbitterung und Alkohol gezeichneten Mann vor, der sich aus der literarischen Szene wie aus der



Fritz Habeck: Vertreter einer überlebten Ästhetik? Photo: apa

heimischen Kulturpolitik radikal zurückgezogen hatte. 1991 fand das erste Treffen statt – Fritz Habeck war damals schon 75 Jahre alt –, und über den Zeitraum von fünf Jahren hinweg entstand ein filmisches Porträt des Autors, das Andreas Weber gemeinsam mit Joerg Burger erarbeitete, mit dem Titel „Dear Fritz“, in Anspielung auf die Hemingway-Briefe.

Der gesamte Wortlaut dieser Interviews oder besser: der Monologe Fritz Habecks ist in dem vorliegenden Band abgedruckt. Es ist das bittere Dokument

einer gescheiterten literarischen Existenz, nur manchmal von Galgenhumor durchsetzt; ein Lehrstück über die verheerenden Folgen der Nichtanpassung, sowohl im Ästhetischen wie im Individuellen, sympathisch und abstoßend zugleich.

Andreas Weber ist es dann gelungen, für den Autor noch vor dessen Tod ein kleines Comeback einzuleiten; auf sein Engagement hin erschien in der „Bibliothek der Provinz“ 1991 Fritz Habecks Roman „Was soll's, es ist ja Fasching“ (der aber von der Literaturkritik negiert wurde), und 1995 ebendort „Gedanken in der Nacht“, eine Sammlung von Short stories, die Habeck in den fünfziger Jahren teilweise für Zeitschriften geschrieben hatte (und die besser aufgenommen wurde).

Die heftigen Kontroversen, die das Filmporträt „Dear Fritz“ nach seiner Sendung ausgelöst hatte, veranlaßten Andreas Weber, das literarische Werk Habecks – und die Zeit, in der es entstanden ist – einer genaueren Analyse zu unterziehen, durch Autorenkollegen, Germanisten, Literaturkritiker und einigen alten Freunden Habecks. War Habeck wirklich der „konservative Anarchist“, wie er sich selbst genannt hat?

Die im vorliegenden Band versammelten Essays (von Karl-Markus Gauß, Robert Menasse, Karl Müller, Wendelin Schmidt-Dengler unter anderem) zeichnen im großen und ganzen kein sehr schmeichelhaftes Bild von ihrer zentralen Figur. Fritz Habeck erscheint darin als Vertreter einer Ästhetik, die sich selbst überlebt hat, als Intellektueller, der sich immer mehr in die fossile Thematik eines Großbürgertums aus dem vorigen Jahrhundert verbeißt – samt „Offiziersehre“, Geringschätzung der Frau, verbogener Sexualität – oder als ein stilistischer Ideologe der „Sozialpartnerschaft“.

Andererseits geben gerade die in dem Band enthaltenen Gespräche mit Zeitgenossen ein sehr plastisches Bild von der widersprüchlichen Person Habecks, vor allem von den Widersprüchen im Nachkriegsösterreich, einem eher düsteren Kapitel unserer Geschichte, zu dessen Aufhellung dieser Band wie eine Art Zeitmaschine beiträgt, durch interessante Informationen und authentisches Material.

HEIDI PATAKI